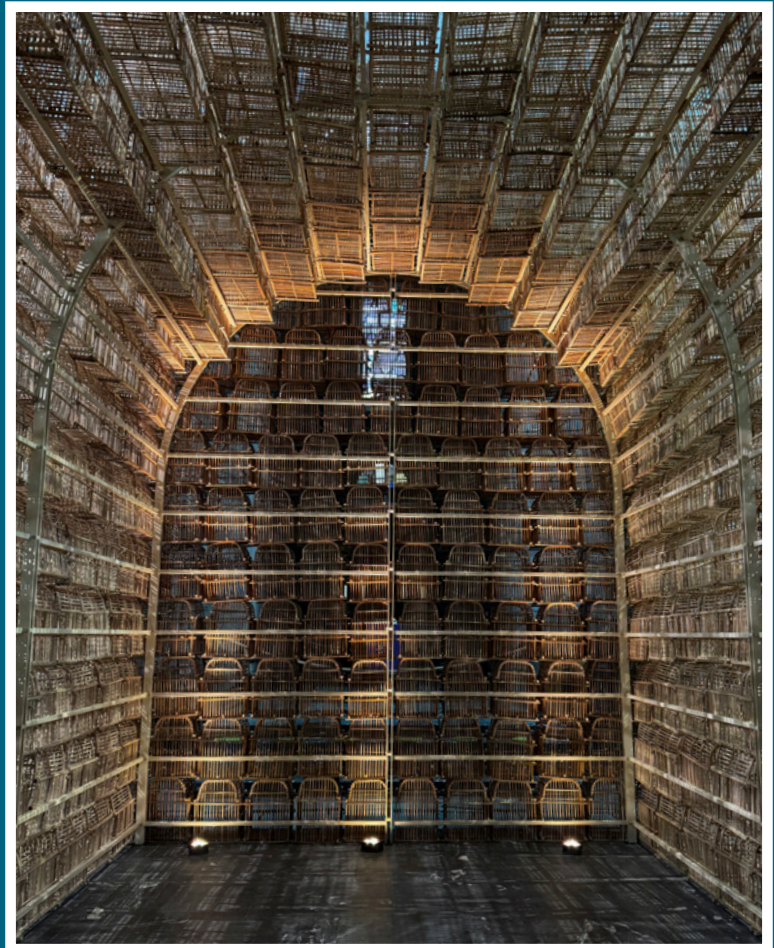


Über das  
Mögliche  
hinaus.  
Perspektiven  
wechseln,  
Hoffnung  
nähren



Bericht von Landesbischöfin  
Heike Springhart  
Frühjahrstagung der Landessynode  
April 2026

[www.ekiba.de](http://www.ekiba.de)

  
EVANGELISCHE  
LANDESKIRCHE  
IN BADEN

# Über das Mögliche hinaus. Perspektiven wechseln, Hoffnung nähren

2

## I. Neue Perspektiven aus Vogelkäfigen

Aus mehr als 500 Vogelkäfigen hat der irakische Künstler Fahar Al-Salih im vergangenen März in der Karlsruher Stadtkirche ein Tor zur Freiheit gebaut. Jeder einzelne Käfig ist in traditioneller Technik aus Palmlättern von Hand geflochten. Ich habe die Installation an einem normalen Wochentag besucht, in der Pause zwischen zwei Terminen. Mich hat das Tor aus Käfigen und der erlebbare Perspektivwechsel berührt. Die Installation „The Cage“ war so gebaut, dass man sie von innen und von außen erleben konnte.<sup>1</sup> Die Perspektive eines Vogels im Käfig und eines Vogels in Freiheit wahrnehmen. Gute Theologie ist dynamisch, weil sie dem lebendigen Gott auf der Spur ist – so wie es ist, den Vogel im Flug zu beobachten. Das hat der Theologe Karl Barth einmal gesagt.<sup>2</sup>

1 <https://www.thecage-stadtkirchekarlsruhe.de> (abgerufen am 13.04.2026).

2 Karl Barth: „Evangelische Theologie soll die Geschichte, in der Gott ist, der er ist, weder wiederholen, noch vergegenwärtigen, noch vorwegnehmen, sie darf sie nicht als ihr eigenes Werk auf den Plan führen wollen. Sie hat anschaulich, begrifflich und sprachlich von ihr Rechenschaft zu geben. Sie tut das aber nur sachgemäß, indem sie dem lebendigen Gott in jenem Vorgang, in welchem er Gott ist, folgt und also in ihrem Wahrnehmen, Bedenken, Besprechen selbst den Charakter eines lebendigen Vorgangs hat. Sie würde ihren Gegenstand verlieren und damit sich selbst preisgeben, wenn sie irgendeinen Moment des göttlichen Vorgangs, statisch für sich statt in seinem dynamischen Zusammenhang – dem Vogel im Fluge, nicht einem Vogel auf der Stange vergleichbar – sehen, verstehen, zur Sprache bringen, wenn sie vom Erzählen der ‚großen Taten Gottes‘ zum Feststellen und zur Proklamation eines dinglichen Gottes und göttlicher Dinge übergehen wollte.[...] Evangelische Theologie kann im Blick auf den Gott des Evangeliums nur in lebendiger Bewegung sein und bleiben. Sie hat zwischen Altem und Neuem – ohne jenes zu verachten und dieses zu fürchten – sie hat zwischen dem Gestern, Heute und Morgen seiner einen Gegenwart und Aktion, ohne sie in ihrer Einheit aus den Augen zu verlieren, immer wieder zu unterscheiden.“ (K. Barth, Einführung in die evangelische Theologie, Zürich, 3. Aufl. 1985, 16.).

Ich sage: eine lebendige Kirche eröffnet Vögeln Freiheit. Den bunten Vögeln und den verrückten, den Vögeln mit lahmen Flügeln und denen, die flügge sind zum Losfliegen. Freiheit und Begrenzung liegen für den Künstler nah beieinander. Heute lebt er in Karlsruhe, sein bisheriges Leben hat ihm immer wieder den Verlust von Heimat abverlangt. Die Besuchenden in der Stadtkirche konnten an den Käfigen ein Fenster öffnen: Freiheit schaffen im Kleinen. Die Bedeutung von Freiheit und Begrenzung, von Heimat und Heimatverlust, von Krisen und wenig eindeutigen Antworten – all das fand sich in dieser Installation.



Dass sie im Kirchenraum zu erleben war, weist noch auf einen weiteren Aspekt hin: Freiheit und Begrenzungen, die ich erlebe, sind im größeren Rahmen der Geschichte Gottes mit dieser Welt aufgehoben.

Für diesen Bericht hat mich die Installation mit ihrem erlebbaren Perspektivwechsel inspiriert. Wenn ich auf die letzten Monate und die Jahre der Legislatur dieser Landessynode schaue, dann hat das alles sehr viel mit Perspektivwechseln zu tun –

manche bereichernd, andere bedrückend, wieder andere erhellend, andere erzwungen. Perspektivwechsel stehen für mich über den letzten Monaten und Jahren. Einige möchte ich in diesem Bericht zur Sprache bringen.

Über dieser Woche stehen Worte aus dem Johannesevangelium: „Christus spricht: Ich bin der gute Hirte. Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben.“<sup>3</sup> Vor ziemlich genau 51 Jahren wurden mir diese Worte als Taufspruch mit auf den Weg gegeben. Nicht etwa, weil meine Eltern sich den nach intensivem Wälzen von möglichen Versen für mich ausgesucht hätten. Vermutlich auch nicht, weil der Pfarrer, der mich im Markgräflerland getauft hat, den besonders passend fand. Es war schlicht der Spruch, der zu jenem 13. April 1975 gehörte. Ehrlich gesagt, hat er mir nie viel bedeutet. Ich hatte ihn nicht als Lebensbegleiter immer auf dem Herzen oder gar an der Wand hängen.

Erst vor kurzem hat sich das geändert. Einigermaßen unerwartet. Ich war als Landesbischöfin für die Predigt im Universitätsgottesdienst zur Semestereröffnung in der Heidelberger Peterskirche eingeladen. Wieder war das der Wochenspruch. Als der Liturg ihn sprach, hat mich der Spruch das erste Mal berührt – mit dem Wechselspiel von Gottes Stimme und unserem Hören, von meiner Suche und der Zusage, dass der gute Hirte die Seinen kennt.

Das Vertrauen auf Gottes Stimme ist mir seit dem Perspektivwechsel von der Gemeindepfarrerin und Landessynodalen hin zur Bischöfin noch wichtiger geworden. Immer deutlicher spüre ich:

Im Leitungsamt – ob hauptamtlich oder ehrenamtlich – lebe ich aus dem Vertrauen, das mir Menschen schenken, und noch mehr aus dem Vertrauen, das Gott mir schenkt, dass ich, dass wir seine Stimme hören und ihr auf der Spur sind. Die Lautstärke, mit der Gottes Stimme zu hören ist, ist unterschiedlich. Um die Lautstärke geht es jedoch nicht. Auch nicht darum, wie ich dastehe oder wir als Institution, sondern einzig und allein darum, dass Menschen ein Raum eröffnet wird. Dafür, dass sie eine unerwartete, heilsame und befreiende Perspektive für ihr Leben bekommen.

Das macht uns als Kirche aus. Und bei allem klaren Blick darauf, dass wir nicht paternalistisch über Menschen und ihr Christsein zu verfügen haben, zeigt mir meine Geschichte mit meinem Taufspruch auch: Der Schatz der Kirche liegt darin, dass in ihr das Wort gesprochen wird, das ich mir nicht selbst sagen kann. Dass sich für Menschen Möglichkeiten eröffnen, die mitunter viel mit Gottes überraschenden Wendungen und ziemlich wenig mit den kalkulierbaren Erwartungen zu tun haben.

**Da, wo wir uns als Kirche nicht gefangen nehmen lassen von den Erwartungen und Prognosen, von den schmaler werdenden Finanzen und dem eigenen Versagen, da besteht die Chance, dass sich neue Perspektiven eröffnen.**

**Das jedoch setzt eine grundlegende Neugier voraus und den Mut, auch dorthin zu sehen, wo Gitter die Sicht versperren, wo die Luft mitunter dünn wird und, ja, wo es wehtut.**

---

<sup>3</sup> Joh 10,11a.27-28a.

## II. Kein Punkt, wo Gott ein Komma setzt. Trotz und in allen Krisen

Ich habe diesen Bericht in weiten Teilen in den USA verfasst. Nach der Begegnungsreise zu unserer Partnerkirche, der UCC (United Church of Christ) Kansas-Oklahoma Conference. Das Motto dieser Kirche gefällt mir: „God is still speaking.“ Das Logo der UCC ist ein Komma. „Never place a period where God has put a comma.“ – Setzen wir keinen Punkt, wo Gott ein Komma setzt.<sup>4</sup>

Unsere Partnerkirche hat damit einer theologischen Grundhaltung Ausdruck gegeben, die ich auch für uns inspirierend finde. Die Vorstellung, dass christlicher Glaube etwas mit ein für alle Mal abgeschlossenen Erkenntnissen und statisch feststehenden Wahrheiten zu tun hätte, widerspricht dem, was in den biblischen Texten über Jesu Umgang mit dem, was immer schon feststand, zu lesen ist – und es widerspricht der Überzeugung, dass Gottes Geschichte mit dieser Welt sich auch hier und heute ereignet. Nicht nur am Ostermorgen eröffnet Gott Perspektiven, auch da, wo wir mit unseren Möglichkeiten, Konzepten und Erwartungen am Ende sind. Ein Komma, kein Punkt. Das ist nicht in erster Linie Aktivismus, auch wenn daraus mitunter sehr konkretes soziales Engagement folgen kann. Es ist unermüdliche Erwartung an Gott, dass es noch nicht gar aus ist mit

4 Das Komma geht zurück auf ein Zitat der in den 1930-er Jahren bekannt gewordenen Darstellerin Grace Allen: „Wo Menschen einen Punkt setzen, setzt Gott ein Komma.“ Vgl. dazu B. Rudolph, Die United Church of Christ (UCC) in den Vereinigten Staaten von Amerika, in: J. Ehmann (Hg.), Die Kirchen der Union. Geschichte – Theologie – Perspektiven, Leipzig 2019, 183-209, 183f. – Eine anregende Predigt zu diesem Motto, das der ehemalige Pfarrer Phil Blackwell von der United Methodist Church im Chicago Temple gehalten hat, findet sich hier: [https://www.ucc.org/god-is-still-speaking\\_church-resources\\_gods-comma/?utm\\_source=chatgpt.com](https://www.ucc.org/god-is-still-speaking_church-resources_gods-comma/?utm_source=chatgpt.com) (abgerufen am 13.04.2026).

dieser Welt.<sup>5</sup> Trotz allem. Es ist ein Ausdruck von Hoffnungssturheit.

Nicht nur bei der UCC kann einem dieses „Komma“ in diesen Wochen wortwörtlich im Hals stecken bleiben. Die Situation ist bedrängend. Die Angst vor ICE (Immigration and Customs Enforcement) hat sich durch unsere Gespräche in den USA gezogen, insbesondere mit Menschen, denen man ansieht, dass sie in ihrer Familiengeschichte nicht-weiße Wurzeln haben und die fürchten, dass sie einfach deswegen verhaftet werden.

**Auch bei uns sind die Jahre dieser Landessynode durch das immer stärker werdende Grundgefühl geprägt, dass die Krisen nicht kleiner, sondern größer, nicht weniger, sondern mehr werden.**

Als sich diese Landessynode konstituiert hat, geschah das im Schatten und unter den Bedingungen von Corona. Wie oft haben wir in dieser Zeit gedacht: Das wird nie wieder möglich sein!

Nie wieder unbefangene Händeschütteln. Nie wieder Umarmungen. Nie wieder Abendmahl mit Gemeinschaftskelch. Das meiste machen wir längst wieder, Gott sei Dank. Aber es gibt auch unter den kirchlichen Mitarbeitenden etliche, die bis heute durch Long-Covid-Erkrankungen deutlich eingeschränkt oder gar dienstunfähig sind. Die Coronazeit hat Spuren hinterlassen, die bis heute spürbar sind – in problematischer und in positiver Hinsicht. Eine systematische Aufarbeitung der Zeit, auch des kirchlichen Handelns steht noch aus.

Dabei hat die Coronazeit durchaus Perspektivwechsel mit sich gebracht und Grundfragen gestellt,

5 Vgl. Klgl 3,22.

die neu haben sehen lernen. Die meisten Fragen sind alles andere als neu, aber sie sind mit und seit der Coronazeit lauter geworden. Dazu gehörte die Frage, wer eigentlich „die Gemeinde“ ist. Dass dies in erster Linie und womöglich nur die Gottesdienstgemeinde ist, war noch nie richtig, zieht sich aber durch, wenn als wesentliche Gelegenheit, zu der die Gemeinde informiert wird, beispielsweise die gottesdienstlichen Abkündigungen verstanden werden.

Gemeinde größer zu denken – und gottesdienstliches Handeln vielfältiger und auch jenseits der Kirchenmauern zu gestalten, analog und digital, das ist ein Lerneffekt aus der Coronazeit. Dazu gehört auch die Frage nach der Bedeutung von leiblicher Präsenz und die Fragen nach dem Verhältnis von Leiblichkeit und Gemeinschaft. Auch wenn es manche Sitzung mit Teilnehmenden aus verschiedenen Himmelsrichtungen leichter macht, dass sie auch digital stattfinden kann, wächst doch wieder das Gespür dafür, dass komplexe und kreative Gesprächssituationen die physische Begegnung brauchen. Und dass Entscheidungsprozesse davon leben, dass es auch die informelle Begegnung am Rand gibt. Das wusste die badische Landessynode schon immer, mit den Nächten an der Herrenalber Bar als einem wesentlichen Ort synodaler Entscheidungen.

Mit einem selbstkritischen Blick zurück auf die Zeit der Pandemie müssten wir aber auch fragen, wo die Sorge und die gesellschaftliche Verantwortungsübernahme dazu geführt haben, dass nachhaltige Kränkungen geblieben sind. Bei Pfarrpersonen, deren Dienstausbildung deswegen erschwert oder verunmöglicht war, weil sie nicht die Bescheinigung des Arbeitgebers bekommen haben, einen systemrelevanten Beruf auszuüben, die es ihnen ermöglicht hätte, das Kind in die KiTa zu bringen. Bei Organist\*innen, die sich nicht zu einer Impfung durchringen konnten und trotz allem verantwortli-

chen Umgang mit der Infektionslage durch Testungen phasenweise nicht Gottesdienste begleiten durften etc.

Nicht nur in der Kirche ist die Schattenseite einer Vorsorge- und Vorsichtskultur der Verlust von Unbefangenheit im Blick auf die Risiken, die das Leben immer mit sich bringt.



Dass Gesundheit das „höchste Gut“ sei, ist eine Haltung, die nur schwer vermittelbar ist mit der anthropologischen Grunderkenntnis, dass das Leben grundsätzlich vulnerabel ist.

Dass sich im Nachgang der Coronazeit hier und da auch eine Haltung eingeschlichen hat, die vor die eigenverantwortliche und gremial errungene Entscheidung vor Ort die Frage nach der Erlaubnis an den Evangelischen Oberkirchenrat stellt – auch das ist eine aus meiner Sicht durchaus problematische Entwicklung.

Während Corona als Großkrise überwunden zu sein scheint, haben sich andere Krisen längst noch nicht

6 erledigt. Manche sprechen gar von „Polykrisen“.<sup>6</sup> Klimawandel und Kriege, Energiepreisschocks und Inflation, Ungleichheit und Spaltung – all das zahlt auf das verbreitete Grundgefühl ein, dass nichts mehr besser wird.

Internationale Krisen und Kriege führen zu spürbaren Effekten auch bei uns – nicht erst seit den gestiegenen Spritpreisen. Von diesen gesellschaftlichen und globalen Großwetterlagen sind wir auch als Kirche nicht unabhängig.

**Aber wir haben das Potential zum Perspektivwechsel. Die Fenster im Käfig der Ängste und Befürchtungen, auch des nationalen Egoismus lassen sich öffnen, ja, müssen geöffnet werden.**

Gegen die Vereinsamung bleibt es eine Kraft der Kirche, Orte der Gemeinschaft zu bieten. Langfristige, wie die in den Gemeinden und kirchlichen Präsenzen an verschiedenen Orten. Und kurzfristige, wenn Menschen zusammenkommen, um einander zu stärken, miteinander zu beten, Brot und Wein und das Lebensnotwendige zu teilen. Es ist die Stärke unserer Landeskirche, dass diese Gemeinschaft vielfältig ist. Am Leib Christi sind die vielen versammelt, die längst nicht in allem einig sind und es auch nicht sein müssen. Im Gegenteil. In einer von Filterblasen geprägten Gesellschaft ist das Festhalten und Zusammenhalten von vielfältiger Gemeinschaft eine Stärke. Es ist aber auch eine Herausforderung.

---

6 Der britische Wirtschaftshistoriker Adam Tooze hat den Begriff Polykrise geprägt, der nicht nur eine Ansammlung von Krisen bezeichnet, sondern insbesondere die Wechselwirkungen im Blick hat, die unterschiedliche Krisen aufeinander haben und die so zu Verstärkungsphänomenen führen. Vgl. A. Tooze, Welcome to the world of the polycrisis. In: Financial Times, 28. Oktober 2022; ders., (2021ff.): Chartbook Newsletter (verschiedene Beiträge zur „polycrisis“). Online verfügbar unter: <https://adamtooze.substack.com> (abgerufen am 15.04.2026).



Und es ist eine kritische Anfrage an zielgruppenspezifische Angebote, ob diese nicht eher dazu beitragen, eigene Filterblasen zu bilden und zu einer exkludierenden Homogenität beitragen. Diversität, Buntheit und spannungsreiche Vielfalt bleiben eine Gestaltungsaufgabe. Gerade heute.

**Für unsere Rolle als Kirche in der Zivilgesellschaft heißt das auch, dass wir nicht der Versuchung oder dem Irrglauben aufsitzen dürfen, die „bessere Gegenwirklichkeit“ zu sein. Wir können es schon deshalb nicht sein, weil auch die Kirche unter der Macht der Sünde steht.**

Weil niemand von uns und auch die Kirche als Ganze nicht frei von Irrtum ist, sondern erlösungsbedürftig und auf die Bewahrheitung dessen, was wir glauben, lehren und leben, angewiesen ist. Nicht zuletzt die ForuM-Studie hat in aller Deutlichkeit das Bild einer Kirche ohne Brüche, ohne Schuld und ohne Versagen zum Kippen gebracht.

Auch in dieser Hinsicht sind unsere „Punkte“ zu hinterfragen und zu „Kommas“ zu machen.

Dieser Perspektivwechsel hin zu einer Kirche, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst ist, die auch weiter mutig eintritt für Frieden und Gerechtigkeit – die aber in Ton und Inhalt nicht darüber hinwegsieht, dass sie selbst brüchig ist, dass sie selbst wahrheits- und gewissenheitssuchende Gemeinschaft ist und dass sie selbst mit allen anderen auf der Suche nach dem ist, was dem Leben und dem Frieden dient, gehört zu den Veränderungen der letzten Jahre dazu.

Das politische Zeugnis der Kirche äußert sich neben dem, was sie prophetisch, mahnend und ermutigend zu sagen hat, auch darin, dass wir uns selbst in Frage stellen lassen. Dass wir echte Verständigungsorte suchen und Räume dafür schaffen, auch dahin zu gehen, wo es weh tut. Als solche, die sich hinterfragen und erschüttern lassen von dem, was es an Leid und Ungerechtigkeit, an Gewalt und Diskriminierung gibt. Weltweit und bei uns.

**Christliche Hoffnung speist sich von Ostern her. Es ist die Hoffnung auf Leben mit dem Kreuz im Rücken. Hoffnung, deren Realismus sich dadurch auszeichnet, dass sie an der Seite derer steht, für sie eintritt und wenn nötig auch für sie spricht, die von Gewalt bedroht und verletzt sind, die übersehen und kleingeredet werden.**

Dazu gehören insbesondere queere Menschen in unserer Kirche. Angesichts der Tatsache, dass seit 2010 die Anzahl von Straftaten gegen queere Menschen massiv angestiegen ist und die Aggressionen gegen LGBTQ\*-Menschen mit dem Erstarken des Rechtspopulismus hörbar zunehmen, betone ich heute sehr deutlich: Wir sind als Evangelische Landeskirche in Baden eine offene Kirche, in der alle willkommen sind – unabhängig von

Geschlecht, sexueller Orientierung und Herkunft. Der Leib Christi ist in seiner Vielfalt vielfarbig. Angriffe gegen queere Menschen, gar das Absprechen ihrer Geschöpflichkeit oder die Verunglimpfung als „Zeitgeistphänomen“ sind nicht hinnehmbar.<sup>7</sup> Queersensible Seelsorge, Queergottesdienste und der Gebrauch von Sprache, die deutlich macht, dass wir mit geschöpflicher Vielfalt rechnen, bekommen richtigerweise zunehmend Bedeutung. Auch im Blick auf die Vielfarbigkeit unserer Kirche gilt es, keine abschließenden Punkte zu setzen, sondern das Komma, mit dem Gesprächsräume offenbleiben.

Die Bedeutung der Vielfalt von Geschlechtlichkeit, sozialer Zugehörigkeit und Nationalität ist nach Gal 3,28 im Blick auf die Einheit in Christus deutlich relativiert.

**„Da ist nicht jüdisch noch griechisch, da ist nicht versklavt noch frei, hier ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzigeinig im Messias Jesus.“<sup>8</sup>  
Dennoch bleibt die Verschiedenartigkeit bestehen und bedeutsam - und niemandem steht es zu, andere von der Zugehörigkeit zu Christus auszuschließen.**

Dieser Anspruch ist gerade in unserer landeskirchlichen und volkskirchlichen Struktur besonders anspruchsvoll. Während uns in den Gemeinden der UCC immer wieder sehr deutlich der Satz begegnete „Ich gehe zu dieser Gemeinde, weil ich hier Menschen treffe, die so denken wie ich und die so sind wie ich.“, ist – jedenfalls dem Anspruch nach – die badische Landschaft in den Gemeinden diverser.

<sup>7</sup> Kurz vor Abschluss dieses Berichts hat die AfD in Sachsen-Anhalt ihr sogenanntes „Regierungsprogramm“ veröffentlicht, die hier das genaue Gegenteil formuliert, namentlich unter I. Kinder und Familie, exemplarisch dort die Unterpunkte 11 und 12. Vgl. dazu <https://afd-regierungsprogramm.de> (abgerufen am 12.04.2026).

<sup>8</sup> Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache.

Auch wenn die Realität auch bei uns diesem Anspruch und diesem Potential oft hinterherhinkt.

Der zunehmende Einfluss rechtspopulistischer Positionen in gesellschaftlichen Diskursen, die Angriffe auf die Demokratie von innen und die Polarisierung in den öffentlichen Debatten befördern eine umfassende Krisenstimmung.

### III. Perspektivwechsel durch den weiten ökumenischen und interreligiösen Horizont in der badischen DNA

Den verschiedenen Gemeinden, die wir bei unserer UCC-Reise besucht haben, habe ich eine Unions-Gedenkmünze überreicht. 2021, unisono, vielstimmig eins. Das Jubiläum fiel in die Zeit dieser Synodenperiode – und kam etwas unter die Corona-Räder. Wann immer ich eine solche Münze überreicht habe, habe ich betont, dass wir in Baden stolz darauf sind, dass schon in unserem „Gründungsdokument“, der Grundordnung festgehalten ist, dass wir mit den Christ\*innen in aller Welt befreundet sind. Das war vor mehr als 200 Jahren alles andere als eine Selbstverständlichkeit und schärft auch heute unseren Blick.

Deswegen war die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im September 2022 auch kein einmaliges Event, sondern ein Ereignis, von dem aus sich ökumenische Beziehungen, geschärfte Perspektiven und der Sinn dafür, dass wir auch als badische Landeskirche von den Herausforderungen, Schätzen und Schmerzen der Geschwister weltweit beeinflusst sind, ergeben haben, das bleibt. Die ökumenische Verbundenheit mit den Geschwistern in unseren Partnerkirchen und der Blick über den badischen, deutschen

und europäischen Horizont hinaus gehört zum badischen Kirche-Sein dazu. Auch in Zeiten, in denen die internen Prozesse um die Transformation unserer eigenen Kirche allzu oft alle Energie und Aufmerksamkeit binden. Aber gerade dann, gerade jetzt bieten diese Begegnungen ermutigende Perspektiven, die zeigen: Wir sind als Kirche dann stark, wenn wir kräftig und kreativ, mutig und beherzt für unseren Auftrag eintreten – mit den finanziellen und personellen Ressourcen, die wir haben.

Wir sind dabei besonders stark, wenn verfasste Kirche und Diakonie gemeinsam unterwegs sind. Das war besonders deutlich bei der Eröffnung der letztjährigen Aktion „Brot für die Welt“, die mit einem Festakt im Badischen Staatstheater den Blick auf die Fidschi-Inseln gelenkt hat, begleitet von einer Sponsoring-Aktion mit „Peters guter Backstube“, bei der rund 28.800 Laugenherzen verkauft wurden, von denen je 10 Cent als Spende an „Brot für die Welt“ gingen. Der Eröffnungsgottesdienst aus Karlsruhe-Durlach hatte mit 0,55 Millionen Zuschauern die höchste Einschaltquote eines Brot-für-die-Welt-Gottesdienstes seit 20 Jahren.

**Gerade in einer Welt, die in so vieler Hinsicht in Unordnung geraten ist, sind die persönlichen Beziehungen zu den Kirchen in den bedrängten Weltgegenden von besonderer Bedeutung.**

Das hat für mich weniger mit Repräsentanzpflege zu tun. Vielmehr bin ich davon überzeugt, dass neben der Solidarität mit den Bedrängten auch die Stärkung derer, die für den Wiederaufbau einer vielfältigen, friedlichen, gerechten Gesellschaft stehen, Bedeutung hat. Das gilt für die Verantwortlichen in der Kansas-Oklahoma-Conference der UCC, die in einem „red state“ (also einem mehrheitlich republikanisch geprägten Bundesstaat) sichere Orte für die Menschen bieten, die von Armut und Obdachlosigkeit getroffen sind, die als queere

Menschen oder als nicht-weiße Menschen durch die aktuelle Regierungspolitik bedroht sind und die darum ringen, dass die demokratischen Werte, für die die Vereinigten Staaten einmal standen, nicht gänzlich verloren gehen. Vergleichbares gilt für die Verbindung zur Evangelischen Kirche am Rio de la Plata (IERP) in Argentinien.



Aus all diesen Besuchen und den unmittelbaren persönlichen Kontakten über Social-Media nehme ich auch Impulse für unsere eigene kirchliche Präsenz und eine Art „Aufgabenkritik“ mit. Als ich unsere Partnerinnen und Partner in der IERP besuchte, konnte ich nicht nur zahlreiche soziale Projekte und den „Geist“ dieser Kirche wahrnehmen, die als Minderheitskirche in ihrem Land einen Unterschied machen will und macht; ich konnte die Energie spüren, die sich allen politischen Abgründen zum Trotz nicht ins Boxhorn jagen lässt – die während ihrer in Santa Fe abgehaltenen Synode eine Protestdemonstration durch die Stadt

durchgeführt hat. Mit diesen Bildern vor Augen frage ich mich gelegentlich: Wären wir dazu willens und in der Lage, oder müssten wir es erst so ausgewogen diskutieren, dass am Ende nichts mehr übrig bliebe von unserem Engagement?

Einen ähnlichen Gedanken habe ich aus dem Besuch bei der UCC mitgenommen: Wir haben kein Zwei-Parteien-System, kein Weißes Haus mit einem unberechenbar und despotischen agierenden Präsidenten – aber wir haben eine sogenannte „Alternative für Deutschland“, die Mitte April 2026 in Sachsen-Anhalt ein krudes „Regierungsprogramm“ verabschiedet hat und die in unserem eigenen Bundesland mit 18,8% drittstärkste politische Kraft wurde.<sup>9</sup> Mit Blick auf die USA stellen wir uns die Frage, welche politischen Kräfte als Opposition noch funktionieren und wie die Gegenkräfte gegen Despotismus, Rassismus und Sexismus gestärkt werden können. Aber auch in unserem eigenen Land stellt sich die Frage, wie das geschehen kann und was der Beitrag der Kirchen sein könnte.

In diesen Monaten stehen die Kirchen und Geschwister im Nahen Osten in besonderer Weise im Fokus. Insbesondere in den Libanon und nach Israel/Palästina haben wir über die Schnellerschulen, aber auch über die mehrfachen Besuche der letzten Jahre intensive Kontakte. Der sich immer weiter entfesselnde Krieg in der Region und die Gewalt, die sich im Schatten dieses Krieges vornehmlich im Westjordanland ereignet, fordert uns auch als Kirche dazu auf, über das Leid im Nahen Osten nicht zu schweigen. Dabei kann es nicht darum gehen, einfache Lösungen oder gar problematische Polarisierungen zu propagieren. Das würde weder der Lage noch den Menschen vor Ort gerecht.

<sup>9</sup> Vgl. <https://www.landtagswahl-bw.de/ergebnisse-2026> (abgerufen am 12.04.2026).

Gemeinsam mit Erzbischof Burger habe ich zuletzt in der Karwoche den Blick auf die nach wie vor prekäre humanitäre Lage im Gaza-Streifen, die Ausweitung des Krieges auf den Libanon und die zunehmende Gewalt radikaler Siedler im Westjordanland gerichtet sowie jegliche Annexionspläne verurteilt. Diese verunmöglichen einen künftigen Frieden. Für einen dauerhaften Frieden müssen die Waffen schweigen und die Hamas muss vollständig entwapfenet werden. Weder Terror noch die Gewalt gegen Unschuldige in Gaza und im Westjordanland oder die Unterdrückung der Zivilgesellschaft im Iran dürfen das letzte Wort haben.

Bei meinem letzten Besuch im Heiligen Land im Januar dieses Jahres aus Anlass der Verabschiedung von Bischof Barhum Azar und der Einführung seines Nachfolgers, Bischof Imad Haddad, hatte ich die Gelegenheit mit Vertreter\*innen unterschiedlicher christlicher Kirchen zu sprechen, aber auch mit dem Bürgermeister von Bethlehem, Maher Canawati. Menschen wie ihm – übrigens ein Absolvent von Talitha Kumi – müssen wir auch bei uns eine Stimme geben.

Er sagt: „Wir lehnen Terrorismus und Gewalt ab. Wir sind für ein friedliches Miteinander aller Menschen hier in der Region. Wir wünschen uns nur, dass auch wir als Palästinenser\*innen als Menschen mit gleichen Rechten behandelt werden. Und dafür brauchen wir auch lebendiges Christentum.“

Im Rahmen des Besuches habe ich in der lutherischen Weihnachtikirche in Bethlehem auch mit Pfarrer Ashraf Tannous gesprochen. In der Kirche hat er mich auf ein Loch in einem der Kirchenfenster hingewiesen. Genau am Saum des Gewandes einer der Jünger Jesu, die auf diesem Fenster dargestellt sind. Es ist das Einschussloch von Angriffen gegen die Gemeinde vor einigen Jahren, als sich ihr damaliger Pfarrer für Gerechtigkeit

öffentlich vernehmbar geäußert hatte. In dieser Kirche liegt seit Weihnachten 2023 Christus auf den Trümmern, Christ in the rubble. Mit dem Blick auf diesen Christus wird deutlich, dass unser Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit nie zu trennen ist von dem Eintreten dafür, dass Hass und Gewalt weder im Nahen Osten noch auf unseren Straßen eine Zukunft haben dürfen. Immer geht es um Menschen – um Kinder, die ein Recht auf eine Zukunft ohne Terror haben, um Frauen, die ein Recht auf Bildung und Freiheit haben, um Männer, die ihre Leben nicht in Kriegen opfern sollen. Um Menschen mit Namen, mit einer Geschichte, mit Würde.

**Ich sage es sehr deutlich: Es ist nicht hinnehmbar, dass jüdische Menschen hier in Deutschland verantwortlich gemacht werden für israelische Politik und dafür zunehmend antisemitischen Angriffen ausgesetzt sind.**

Diese Entwicklung hat sich seit dem 7. Oktober verschärft und auch hier braucht es unser aller klares Einstehen für ein sicheres Leben von jüdischen Menschen hier bei uns in Baden. Allerdings betone ich auch: So wenig jüdische Menschen bei uns für die israelische Regierung verantwortlich zu machen sind, so wenig ist jede Form der Kritik an der israelischen Regierung mit Antisemitismus gleichzusetzen. Es ist und es bleibt unsere Aufgabe, immer und immer wieder in alle Richtungen das Gespräch offenzuhalten, auch heikle Fragen anzusprechen und sowohl klar gegen Antisemitismus als auch klar gegen Menschenrechtsverletzungen gegenüber palästinensischer, libanesischer und iranischer Zivilbevölkerung einzutreten.

In unserem badischen Kontext besteht eine enge Verbindung zur Israelitischen Religionsgemeinschaft. Ich bin sehr dankbar über das enge und vertrauensvolle Miteinander von IRG Baden, insbesondere deren Vorsitzenden Rami Suliman und Landesrabbiner Moshe Flomenmann mit unserer

Landeskirche und der Erzdiözese. Im vergangenen Oktober waren Weihbischof Birkhofer und ich gemeinsam mit dem Landesrabbiner und Rami Suliman bei der Gedenkfahrt nach Gurs dabei, die in diesem Jahr von der Stadt Karlsruhe organisiert worden war. Neben dem Gedenken aus Anlass des 85. Jahrestags der Deportation der badischen Jüdinnen und Juden in das südfranzösische Internierungslager boten die Tage auch Gelegenheit, den kommunalen Vertreter\*innen der badischen Städte, darunter etliche Oberbürgermeister, einen Eindruck von diesem vertrauensvollen und herzlichen Miteinander zu vermitteln.

Aufgrund des besonderen Zusammenfallens des 7. Oktober mit dem Sukkot-Fest und möglicher Bedrohungen der jüdischen Gemeinden haben wir gemeinsam mit den Dekan\*innen verabredet, an diesem Abend die örtlichen Synagogen zu besuchen. Ich selbst war beim Laubhüttenfest in Pforzheim dabei. Im November bot der Festakt aus Anlass des 30-jährigen Bestehens der jüdischen Gemeinde in Lörrach eine freudige Gelegenheit, dankbar und fröhlich zu feiern, dass sich in den zurückliegenden Jahrzehnten wieder lebendiges jüdisches Leben in unseren Städten entwickelt hat – und dass es dem Nationalsozialismus eben nicht gelungen ist, jüdisches Leben in Deutschland vollständig zu vernichten. Angesichts der zunehmenden antisemitischen Angriffe ist es auch unsere Aufgabe, dafür einzustehen, dass jüdisches Leben sichere Orte in unserem Land hat.

**Jeder antisemitische Angriff ist ein Angriff auf uns alle. Wir als Gesellschaft sind gefordert, die Stimme zu erheben gegen jede Form von Antisemitismus.**

Es ist nicht hinnehmbar, dass jüdische Jugendliche sich nicht mehr trauen, zu zeigen, dass sie jüdisch sind. Es bedrückt uns, dass Synagogen mit Panzerglas und Sicherheitspersonal geschützt werden

müssen. Zugleich erleben wir eine echte Tiefe der Verbindung zwischen den christlichen Kirchen und der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Baden: Der Dialog trägt – theologisch, menschlich, geistlich.

Im jährlichen Regelgespräch zwischen Erzbischof, Landesrabbiner, Vorsitzendem der IRG und mir hatten wir ein erneutes gemeinsames Chanukka-Advent-Feiern verabredet, das im Dezember 2025 in Pforzheim stattfand, in diesem Jahr mit einem Fokus auf den in Pforzheim stark vertretenen Jesiden.

Nicht nur im Kontakt zur IRG Baden ist das ausnehmend vertrauensvolle evangelisch-katholische Miteinander von Bedeutung. Nach der gemeinsamen Wallfahrt nach Rom im letzten Mai, die auch die Gelegenheit bot, Papst Leo persönlich zu begegnen, aber auch die Waldenser und die Engagierten von Mediterranean Hope gemeinsam zu besuchen, ist deutlich geworden, dass es gerade in diesen Zeiten gesellschaftlich und kirchlich bedeutsam ist, dass wir an vielen Punkten gemeinsam dafür einstehen, dass das gesellschaftliche Miteinander und die ökumenischen Verbindungen mit Leben gefüllt werden.

Ich bin davon überzeugt, dass wir als christliche Kirchen gemeinsam für eine Gesellschaft stehen können, in der eine Bandbreite von Auffassungen fruchtbar vertreten werden kann – gerade auch da, wo wir uns nicht einig sind. Am Ende verbindet uns mit den katholischen Geschwistern deutlich mehr als uns trennt.

## IV. Frieden und jede Menge Krieg - dennoch und gerade jetzt: Kirche des gerechten Friedens

Seit dem völkerrechtswidrigen Angriff Russlands auf die Ukraine Ende Februar 2022 ist der Krieg näher an Europa und die Friedensethik wieder neu ins Zentrum gerückt. Dabei ist die Reflexion ethischer Positionierungen und kirchlicher Haltungen immer wieder nötig unter der Fragestellung, ob sie noch angemessen und angesichts der konkreten Situationen und Kontexte begründbar sind.

Die neueste Friedensdenkschrift der EKD versucht, auf die veränderte Weltlage zu reagieren, und wird seit ihrer Veröffentlichung im November 2025 intensiv diskutiert. Die Hoffnungen der 90er Jahre, dass sich mit dem Ende des Ost-West-Konflikts dauerhaft die Demokratie durchsetzt, haben sich global gesehen nicht bewahrheitet, auch in Europa steht sie mit dem Erstarken des Rechtspopulismus an vielen Stellen unter Druck. Die geopolitischen Kräfteverhältnisse haben sich verändert, die Zahl der Kriegstoten nimmt zu und die Militärausgaben sind so hoch wie nie zuvor. Zugleich geht die Bedeutung der demokratisch legitimierten Bündnisse wie der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) und der Vereinten Nationen (UN) zurück, durch die anhaltenden Infragestellungen durch den amerikanischen Präsidenten steht die NATO unter Druck, zugleich hat die Bedeutung der Münchner Sicherheitskonferenz (MSC) und des Weltwirtschaftsforums (WEF) zugenommen.

Unser Nachdenken als Kirche über den Frieden steht vor der theologischen und ethischen Herausforderung, dass wir uns einerseits am umfassenden Frieden – dem Shalom, von dem die biblischen Texte sprechen – orientieren, diesen in seiner Wirklichkeitsverändernden und orientierenden Kraft ernstnehmen und nach den Spuren suchen, die schon

hier und jetzt davon zu entdecken sind. Zugleich müssen wir in unserer Positionierung dem Rechnung tragen, dass die Aufrichtung des umfassenden Shalom nicht unsere, sondern Gottes Sache ist. Wir brauchen auch in Sachen des Friedens die Kraft der Unterscheidung. Dazu gehört der Blick auf den Bereich unserer Verantwortung – und die Grenzen desselben. Der Perspektivwechsel hin zu einer friedlichen Welt nährt zugleich unseren Auftrag, in dieser Gesellschaft und dieser Welt von den Verheißungen zu reden, die über das hinausgehen, was wir machen können.

**In den Gesprächen in der weltweiten Ökumene und in der kritischen Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Ideologisierung jeder Couleur haben wir gelernt, dass der eigene theologische, kirchliche und persönliche Standpunkt sich einem Kontext verdankt und damit notwendig begrenzt ist.**

Die konkreten Herausforderungen angesichts der Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten und die Spannung zwischen Hilfe für die von Gewalt Bedrohten und Betroffenen und dem Festhalten an der Kraft gewaltloser Konfliktlösungen lassen sich nicht schwarz-weiß auflösen.

Es könnte unser Beitrag als Kirche und als Christinnen und Christen sein, zu dieser Unauflöslichkeit zu stehen – dennoch nach Kräften das Friedensdienliche zu tun. Dabei geht es um die Perspektive, von der aus formuliert wird, was dem Frieden dient. Die Forderung nach Gewaltlosigkeit und die vorrangige Option für die Gewaltfreiheit sind starke Signale, wenn sie von denen kommt, die von der Gewalt unmittelbar betroffen sind. Sofern wir nicht unmittelbar betroffen sind, kann die Aufgabe der Kirche und der Friedensethik nicht darin bestehen, den Bedrohten Gewaltlosigkeit nahezulegen. Aber der Fokus muss darauf liegen, die Kräfte zu stärken, die dem Frieden dienen,

die Gewaltlosigkeit wagen und die sich auf Schritte der Versöhnung machen.

Angesichts einer – so der Titel – „Welt in Unordnung“<sup>10</sup> betont auch die Denkschrift der EKD, dass die Friedensethik ihre christliche Grundlage darin hat, dass Gottes Friede Geschenk, Verheißung und zugleich Auftrag ist. Wir leben in der Spannung zwischen der Hoffnung auf das kommende Reich Gottes auf der einen Seite und der Realität einer von Gewalt, Sünde und Machtmissbrauch geprägten Welt auf der anderen.



Evangelische Friedensethik ist daher einerseits dem Primat der Gewaltfreiheit und der aktiven Überwindung von Feindschaft und Hass verpflichtet, andererseits einer Verantwortungsethik, die den Schutz der Schwachen im Blick hat. Dabei gibt es eine Hochschätzung des Rechts, das zur Eindämmung destruktiver Gewalt dient. Nur solches Recht kann gewaltsames Vorgehen legitimieren. Auch für die Denkschrift bleibt das Leitbild des gerechten Friedens der Maßstab. Es dient aber nicht als Idealutopie, sondern als Kompass, um in den Ambiva-

lenzen realer Konflikte verantwortlich urteilen und handeln zu können. Gerechter Friede umfasst den Schutz vor Gewalt, die Förderung von Freiheit, den Abbau von Ungleichheiten und die Förderung von Pluralität.

Zu den Perspektivwechseln, die die Denkschrift vornimmt, gehört, dass sie den Schutz vor Gewalt ins Zentrum stellt und damit die Perspektive derjenigen stark macht, die von Gewalt betroffen sind. Angesichts der Brutalität heutiger Konflikte mit massiven Tötungen, Vertreibung, sexualisierter Gewalt und systematischer Traumatisierung gilt: Frieden beginnt mit Schutz vor Gewalt und Vertreibung und mit Sicherheit. Territorialer Schutz und ein funktionierendes Gewaltmonopol sind unverzichtbare Grundlagen. Aber Sicherheitspolitik darf nicht in ein militärisch verengtes Denken kippen, sondern muss gebunden bleiben an Recht, parlamentarische Kontrolle, Rüstungskontrolle und Transparenz.

Gerade angesichts der aktuellen Entwicklungen in den USA, im Libanon und im Iran ist festzuhalten: Politisches Handeln muss an der Herrschaft des Rechts ausgerichtet bleiben. Die Aushöhlung des Völkerrechts, autoritäre Tendenzen und ein erstarkender machtpolitischer Nationalismus gefährden die globale Ordnung. Wir insistieren auf der Geltung von Menschenrechten, multilateraler Kooperation und der Stärkung internationaler Institutionen.

**Auch Klimagerechtigkeit ist ein zentraler Bestandteil des gerechten Friedens. Ressourcenknappheit, ökologische Zerstörung und klimabedingte Ungleichheiten wirken als Konflikttreiber.**

**Frieden braucht gerechte, nachhaltige Wirtschaftsstrukturen, intergenerationelle Verantwortung und globale Solidarität.**

<sup>10</sup> Hier zu finden zum Download: <https://www.ekd.de/friedensdenkschrift-2025-91393.htm>.

Über die Denkschrift hinaus möchte ich betonen, dass internationale Entwicklungshilfe, Diplomatie und Verteidigung die Hauptpfeiler der internationalen Friedensarbeit bilden. Militärische Formen der Verteidigung und Krieg sind nur ein Teilbereich dessen, worum es gehen muss, wenn wir danach fragen, was dem Frieden dient. Insgesamt muss es darum gehen, dass wir eine Praxis entwickeln, die hilft, Konflikte zivil und demokratisch zu bearbeiten. Dazu gehört insbesondere, die regelbasierte Ordnung zu stützen und auf der Einhaltung des Völkerrechts zu beharren, Menschenrechte zu stärken, Feindbilder zu begrenzen und für die atomare Abrüstung einzutreten.

Die Friedensdenkschrift hält vollkommen überzeugend fest, dass der Besitz und die Drohung mit dem Einsatz von Atomwaffen dem Geist des gerechten Friedens widersprechen. Ich halte dieses Nein zur nuklearen Abschreckung weiterhin für richtig. Es ist allerdings ein Nein ohne jedes Ja. Die Ächtung von Atomwaffen ist aus meiner Sicht nicht zu relativieren. Die Logik der nuklearen Abschreckung kann nicht Teil einer Friedenslogik sein. Die Drohung mit Atomwaffen ist die Drohung der Vernichtung der Menschheit. Hierzu kann es kein theologisch begründetes Ja geben.

In der Debatte um die Wiedereinführung der Wehrpflicht halte ich für elementar, dass Wehrdienst und Friedensdienst zusammengedacht werden. Auch hier ist es unsere Aufgabe, die Kräfte zu stärken, die dem Frieden dienen und die in den Kriegs- und Krisenregionen nachhaltige Wege hin zu Frieden und Versöhnung einschlagen. Hier kommt den Friedensdiensten und den Freiwilligendiensten besondere Bedeutung zu.

**Der Auftrag von uns als christlichen Kirchen ist und bleibt, uns für Leidende einzusetzen und alles Menschenmögliche für den Frieden zu tun.**

Die Entscheidung für oder gegen den Wehrdienst ist eine persönliche Gewissensentscheidung. Bei dieser Entscheidungsfindung stehen wir jungen Menschen bei. Dafür haben wir seit Oktober letzten Jahres wieder einen Beauftragten für Kriegsdienstverweigerung, der dabei ist, ein Netzwerk von Berater\*innen aufzubauen, die junge Menschen dabei unterstützen sollen, zu einer Entscheidung zu kommen, die sie mit ihrem Gewissen vereinbaren können.<sup>11</sup>



<sup>11</sup> Im Moment sind 12 Berater\*innen in Ausbildung. Diese Ausbildung läuft über ein Memberspot und folgt dem Self-learning Prinzip. Die Ausbildung wird über die Ev. Arbeitsgemeinschaft Kriegsdienstverweigerung und Frieden angeboten (EAK). Die EAK stellt den Dachverband für KDV-Beratung in der EKD dar. – Seit Oktober haben der neue Beauftragte Vincent Berger und eine Kollegin bereits 21 Männer beraten. Des Weiteren wird eine Struktur aufgebaut, welche drei Säulen abdecken soll: a) Netzwerk Beraterinnen und Berater (Ausbildung durch das o.g. Ausbildungsprogramm und Beratungen von jungen Menschen, die vom WdMG betroffen sind, sowie von Reservistinnen und Reservisten); b) Öffentlichkeitsarbeit (FAQs; Erstellung und Vertrieb von Informationsmaterialien zum Thema KDV & Wehrdienst); c) Fachtage und Fortbildungen & Infoveranstaltungen zum Thema (für Haupt- und Ehrenamtliche in der Jugendarbeit sowie Planung von diversen Angeboten (präsentisch und digital) für betroffene junge Menschen). – Auch das RPI hat Unterrichtseinheiten entwickelt, die junge Menschen in den Schulen dabei unterstützen, zu ihrer eigenen Entscheidung zu kommen.

## V. Perspektivverschiebung von einer starken, machtvollen Kirche zu einer Kirche, die um die Kraft weiß, die in der Schwachheit mächtig ist

Für unsere innerkirchlichen Debatten um eine zukunftsfähige Landeskirche waren und sind die Perspektivwechsel hin zu den Menschen, die Kirche in unterschiedlicher Nähe und Distanz erleben, von Bedeutung. Es bleibt auch zukünftig eine Aufgabe und Herausforderung für die Beantwortung der Frage, welche Aufgaben wir als Evangelische Landeskirche in Baden erfüllen möchten, von diesen Perspektivwechseln her zu denken.

Noch zu oft denken wir vom Bestehenden her und zu wenig von dem her, wo wir als Kirche gefragt sind, wozu unser Auftrag uns heute führt und wie wir mit geringer gewordenen finanziellen und personellen Ressourcen so Kirche sein können, dass weder diejenigen, die ein kirchliches Haupt- oder Ehrenamt haben, ausbrennen, noch dass Menschen Kirche vor allem im Rückzug erleben. Wir sind auch in Baden an vielen Stellen noch auf dem Weg dahin, dass Kirche offene Herberge ist und dass sie konsequent die Mauern verlässt und rausgeht auf die Marktplätze. Ein Ort, an dem Gastlichkeit die Türen und Herzen offen sein lässt für alle, weil sie jenseits aller Mitgliedschaftsfragen ernstmacht damit, dass nicht Lebensordnungen das Christsein definieren, sondern dass Jesus Christus einlädt.

Die Frage, ob die evangelische Kirche (und die Kirchen überhaupt) nicht besorgniserregend viel Macht angesichts der zurückgehenden Mitgliederzahlen verlieren, gehört zu fast jedem Interview, das ich als Landesbischofin führe. Die Frage irritiert mich je länger, je mehr. Nicht, weil ich den zunehmenden Bedeutungsverlust der Kirche nicht sehen oder gar leugnen würde.

Auch nicht, weil mir zurückgehende Ressourcen nicht auch Kopfzerbrechen machen würden.

Meine Irritation gründet in der dieser Frage zugrunde liegenden Annahme, dass es einen Gleichklang gäbe zwischen quantitativer Größe der Kirche, öffentlicher Resonanz, Bedeutung, Macht und Relevanz. Aus theologischen Gründen ist hier ein Fragezeichen zu setzen.

**Die Relevanz, Bedeutung und Wirksamkeit der Kirche liegt nicht in ihrer Macht. Im Gegenteil: Die evangelische Kirche wird auf Dauer ihre Relevanz dann erweisen, wenn sie deutlicher darüber spricht und davon lebt, dass es nicht ihre Wahrheit ist und ihr Selbsterhalt, gar das permanente Drehen um sich selbst, das ihr Zentrum und Ziel bildet.**

Ein solches könnte man ja theologisch durchaus als Ausdruck des *incurvatus in se ipsum* deuten, das zwar unvermeidlich, aber nicht erstrebenswert ist. Von der Reformation bis zur Barmer Theologischen Erklärung, von den Auseinandersetzungen zwischen Liberaler und Dialektischer Theologie, ja bis zu den Abgründen, die die ForuM-Studie aufgedeckt hat, ist deutlich: Wann immer die Kirche allzu sehr und allzu ungebrochen mit der Macht geliebäugelt hat, sich mit ihr gleichgemacht und die macht- und relevanzzerhaltenden Dynamiken gepflegt hat, hat das zu weitreichenden Krisen geführt, in deren Folge eine Neubesinnung auf den Grund der Kirche, der außerhalb ihrer selbst liegt, stattfand und stattfindet. Dies impliziert immer auch eine kritische (und damit selbstkritische) Infragestellung dessen, was theologisch gedacht, kirchenleitend getan und im Glauben für wahr gehalten wird.

Die Alternative mit Blick auf die Bedeutung der Kirche liegt aus meiner Sicht nicht zwischen Macht und Ohnmacht, sondern in der Spannung von Wirksamkeit, Relevanz und der Zeugnisfunktion, die die Kirche mit Blick auf die Macht und die Ohnmacht

Gottes hat. Stark ist die Kirche dann, wenn sie darum weiß, davon lebt und darüber redet, dass ihre Wahrheit und die Botschaft sich in der Lebendigkeit Gottes, der Menschwerdung in Jesus Christus und der Hoffnung auf die Überwindung dieser Welt durch das Reich Gottes gründet.

**Wir haben es immer mit einer doppelten Perspektive zu tun: Auf der einen Seite ist ein realistischer, ehrlicher und nüchterner Blick notwendig.**

**Er richtet sich auf die konkrete Ausgestaltung von kirchlicher Arbeit und bewegt die Frage, wo die Pferde möglicherweise tot sind, die wir reiten, oder jedenfalls schlecht gepflegt sind. Dazu gehört auch die Aufmerksamkeit dorthin, wo neue Initiativen blühen.**



Auf der anderen Seite bedarf es der immer wieder zu betonenden Grundhaltung, dass bei aller Professionalität, bei aller an Nachhaltigkeit orientierten Planung und in allen Optimierungsprozessen nicht wir es sind, die die Kirche retten, erhalten und in die Zukunft führen.

In den zurückliegenden Jahren dieser Legislatur sehe ich viele ermutigende Aufbrüche in unserer Kirche, die damit zu tun haben, dass wir (neben Gott) von den Menschen her denken, für die und mit denen wir evangelische Kirche sind. Das wird in besonderer Weise an einem neuen Blick auf die Kasualien – auf Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung – deutlich, aber auch in den Aktivitäten der Mitgliederorientierung in Sinne der „member journey“. Dass die Kasualien in diesen Jahren im Blick auf die Dimensionen der Transformation unserer Kirche auch immer wieder in den Blick kommen, bringt diese wachsende Orientierung an den Menschen zum Ausdruck, die den Kontakt zur Kirche dann suchen, wenn es für sie lebensgeschichtlich bedeutsam ist.

**Als Kristallisationspunkt einer gastlichen Kirche spielen die Kasualien eine besondere Rolle. Hier sind die offenen Arme Gottes und seine Menschenfreundlichkeit in besonderer Weise erlebbar, hier verschränkt sich die Lebensgeschichte von Menschen mit der Geschichte Gottes und es öffnen sich Fenster dafür, das eigene Leben in einem weiteren, anderen und neuen Horizont zu sehen.**

Hier zeigt sich auch, ob es gelingt, dass wir als Kirche erreichbar sind – ganz konkret über Telefon und E-Mail und im übertragenen Sinn für das, was Menschen selbst über ihren Weg im Glauben und Leben wissen und wie sie die Schwellen gestalten möchten. Dass Sie als Landessynode diese Gastlichkeit in dieser Legislatur in ein neues Kasualgesetz gegossen haben, ist ein starkes Zeichen für eine Kirche, die mehr von Gottes Geschichte mit den Menschen und weniger von behördlicher Logik her denkt.

Zusätzlich zu einer offeneren Kasualpraxis sind an vielen Orten Initiativen gewachsen, die darauf zielen, Räume zu bieten, dass Menschen in der Vielfalt ihrer

Lebenssituationen Segen erfahren und empfangen. Ob „einfach heiraten“ oder Segensangebote auf Autobahnraststätten, am Bahnhof oder in der Fußgängerzone – solche Pop-up-Angebote sind erfreuliche Zeichen von überraschender Sichtbarkeit Gottes im Alltag. Kirche im Freizeitpark, Kirche an der Hochschule, Kirche im Pflegeheim, Kirche im Fußballstadion und Kirche am Urlaubsort – all das sind längst keine marginalen „Zusatzangebote“ mehr, sondern bieten für viele Menschen entscheidende Berührungangebote mit Kirche.

**Wenn wir Kirche deutlicher von der Perspektive der Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen her denken, dann werden wir spielerischer, sichtbarer und leichtfüßiger.**

Zugleich halte ich es auch für die zukünftige Entwicklung unserer Kirche für zentral, dass die Perspektive von nachhaltigen und verlässlichen Orten kirchlichen Lebens, erkennbaren Gesichtern der Evangelischen Landeskirche in Baden und erreichbaren Räumen gewährleistet bleibt.

Für die konkrete Gestaltung des kirchlichen Lebens in Baden und die Wahrnehmung von kirchlichen Aufgaben in der badischen Landeskirche ist es zunehmend wichtig danach zu fragen, welche Bereiche unserer landeskirchlichen Arbeit für das landeskirchliche Profil identitätsstiftend oder identitätserhaltend sind und bei welchen Aufgaben es um eine starke und wahrnehmbare evangelische Stimme in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit insgesamt geht.

Auch das gehört zu den Perspektivveränderungen der letzten Jahre: Unter dem wachsenden Finanzdruck, aber auch angesichts einer stärker medial bespielten Öffentlichkeit wächst die Bereitschaft, nach möglichen Kooperationen und Synergien zu suchen und diese zu gestalten. Nicht alles muss von

jeder Landeskirche allein bewerkstelligt werden. Allerdings braucht es gute gemeinsame Verabredungen dafür, wer welche Aufgaben übernimmt.

## **VI. Sexualisierte Gewalt - zum Perspektivwechsel von den Betroffenen her**

Zu den Perspektivwechseln der letzten Jahre gehört auch, dass wir als Landeskirche gelernt haben – oder besser: dabei sind, es zu lernen – beim Umgang mit sexualisierter Gewalt von den Menschen her zu denken, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind. Deswegen ist es ein starkes Zeichen von Ihnen als Synode, dass heute Abend Stimmen von Menschen zu hören sind, die sexualisierte Gewalt erlebt haben. Ich bin sicher, dass darin beides zu erleben sein wird: der Schmerz und die lebenslangen Wunden und die Kraft des Überlebens, die ein Schatz für eine Kirche sind, die um die Kraft in der Verletzlichkeit weiß.

Der Perspektivwechsel zum Ernstnehmen der Perspektive der Betroffenen hat sich im zurückliegenden Jahr insbesondere in der Inkraftsetzung der neuen Anerkennungsrichtlinie konkretisiert.

Auf diese möchte ich mich an dieser Stelle beschränken. Sie trat in Landeskirche und Diakonie in Baden zum 1. Januar dieses Jahres in Kraft. Seit diesem Datum haben wir auch eine gemeinsame Anerkennungskommission mit der Evangelischen Kirche der Pfalz. Diese ist unabhängig und vereint traumatherapeutische und juristische Expertise.

**Die Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt ist ein Thema, das Landeskirche und Diakonie Baden in gleicher Weise beschäftigt. Ich bin sehr froh über das enge und vertrauensvolle Miteinander von Diakonie Baden und Landeskirche.**



Auf dem Weg zu dieser Anerkennungsrichtlinie wurde auf den unterschiedlichen Ebenen, zunächst auf EKD-Ebene, in Kirche und Diakonie, dann auch in den Landeskirchen und in den diakonischen Verbänden hart gerungen, nachgedacht und gearbeitet. Kurz vor dem Abschluss bin ich als eine der kirchlichen Beauftragten ins „Beteiligungsforum sexualisierte Gewalt in Kirche und Diakonie“ (BeFo) auf EKD-Ebene eingestiegen.<sup>12</sup> Es ist mehr als drei Jahre her, dass sowohl Beauftragte als auch Betroffene aus dem Beteiligungsforum vor der EKD-Synode öffentlich und unmissverständlich klagend festgestellt haben, dass die uneinheitlichen Verfahren zur finanziellen und ideellen Anerkennung erlittener sexualisierter Gewalt reformiert werden müssen. Ein Diskussionsprozess, bei dem es um Leid und Verletzung, um Schuld und Verantwortung geht, ist immer auch emotional und nicht einfach.

Das gilt für das Beteiligungsforum und es gilt für unsere Diskussionen in der Landeskirche und in der Diakonie.

<sup>12</sup> <https://www.ekd.de/beteiligungsforum-sexualisierte-gewalt-73955.htm>.

Die Anerkennungsrichtlinie markiert für alle Beteiligten einen Kompromiss. Aber sie markiert auch den ersten Standard zu Anerkennungsverfahren in Deutschland überhaupt, der nicht nur unter Mitwirkung, sondern von Anfang direkt zusammen mit betroffenen Personen erarbeitet wurde. Neben einheitlichen Standards von finanziellen Leistungen für betroffene Personen geht es vor allem um ein klares Verfahren, das betroffene Personen in den Mittelpunkt stellt, ein Recht auf Gespräch festschreibt, angemessene Begleitung gewährleistet, niederschwellige Zugänge zum Verfahren vorsieht, zu verlässlicher Kommunikation verpflichtet – und zwar in allen Landeskirchen und diakonischen Landesverbänden gleichermaßen.

Natürlich gibt es Fragen, natürlich gibt es Bedenken. Auch nach der Verabschiedung der Richtlinie. Aber es ist an uns, Prioritäten zu setzen. Und Priorität haben betroffene Personen. Viel zu viele müssen zum Teil seit Jahrzehnten mit den Konsequenzen von Taten leben, die ihnen unter dem Dach von Kirche und Diakonie zugefügt worden sind. Es geht um einen konsequenten Perspektivwechsel, der ernst macht mit den Ergebnissen der ForuM-Studie. Die Anerkennungsrichtlinie versucht etwas zu regeln, was sich eigentlich nicht regeln lässt.

**Sexualisierte Gewalt und Missbrauch sind schwerste Verbrechen. Hier kann es keine Gerechtigkeit geben. Kein Geld, keine Summe, keine Richtlinie kann wiedergutmachen, was Menschen angetan wurde.**

Das Leid bleibt. Die Folgen bleiben – oft ein Leben lang. Aber eine angemessene Anerkennung kann lindern. Sie kann ein Stück Würde zurückgeben, weil sie ausdrückt: Wir sehen, was geschehen ist. Wir übernehmen Verantwortung dafür. Das ist das Mindeste, was wir als Kirche und Diakonie tun können. Ob und wie wir es tun, ist eine Frage unserer Glaubwürdigkeit als Landeskirche. Das betrifft viele

Menschen an vielen Orten unserer Kirche. Ich möchte hier ausdrücklich jeder und jedem Einzelnen in unserer Landessynode für die Schritte des Weges danken, die wir in den vergangenen Jahren gemeinsam gegangen sind.

## VII. Raus aus dem Käfig - befreiende Perspektivwechsel. Ein Fazit

Dieser Käfig hier ist einer aus der Installation „The Cage“. Er ist von Hand gefertigt. Der Künstler hat damit auf die Kraft von traditionellem Handwerk hingewiesen und hat uns die Möglichkeit gelassen, das Tor zur Freiheit aufzumachen. Aber es ist eben auch ein selbstgebauter Käfig. Wenn wir weiter auf der Spur bleiben, immer wieder neue Perspektiven einzunehmen, wenn wir es wagen, gelegentlich auch in die Schuhe anderer zu steigen, mit denen wir eigentlich kaum unterwegs sind, dann wird es möglich, die Grenzen der Käfige, die wir uns auch als Kirche mitunter selbst bauen, zu verlassen. Dann schaffen wir es, über das Mögliche hinaus zu denken und zu leben, Perspektiven zu wechseln und die Hoffnung zu nähren.

**Was für ein Bild tut sich hier auf! Der bunte, der verrückte, der lahme und der flügge Vogel - sie sind alle endlich befreit.**

Der Vogel entkommt der Enge seines Käfigs und fliegt mit hellem Gesang in die Welt hinein! Und plötzlich fühlt sich das Leben so anders an, wie ich es im letzten Sommer empfunden habe, als ich nach ein paar Wochen durch den See bis zur kleinen Insel geschwommen bin, die ich die ganze Zeit vor Augen hatte. Überflüssigen Ballast habe ich dort abgeworfen und neue Energie aus der Freiheit mitgenommen. Wir haben in den letzten Jahren oft die Perspektive gewechselt, haben Schönes und Schmerzvolles erlebt – wagen wir, auch weiter zu

träumen! Von einer Kirche, in der Menschen zur Hoffnung befreit werden, in der die Botschaften wirklich froh machen und in der das Leben in seiner ganzen Fülle Platz und sichere Orte hat.

Von einer Kirche, die mit Ecken und Kanten Würze ist und nicht fad, die nicht nur davon redet, dass die Engel im Himmel tanzen, sondern die es auch hier wagt, trotz allem zu tanzen. Von einer Kirche, die nicht müde wird, mit langem Atem für den Frieden einzutreten. Von einer Kirche, die weite Räume öffnet und die um die Kraft und die Verletzlichkeit von Nähe weiß.

**Wir leben auch in herausfordernden Zeiten von einem Überschuss an Hoffnung, die - ganz im Sinne unserer Kampagne „hoffnungsvoll“ - mit dem rechnet, was unverfügbar ist und bleibt.**

Dafür müssen wir wieder neu eine Kirche werden, die aus der Kraft des Hörens lebt. Hören auf die Menschen, die mal laut und oft kaum vernehmbar ihre Hoffnung darauf setzen, dass wir sie sehen – in ihren Fragen, in ihrem Leid, in ihrer Hoffnung für die Zukunft. Und hören auf den, der von sich sagt: „Ich bin der gute Hirte!“ Der Wochenspruch dieser Woche öffnet uns die Fenster zu einer Synergie der eigenen Art. Wir als die Schafe Christi hören seine Stimme und sind auf seinen Spuren unterwegs – mit allen Irrungen und Wirrungen, die wir als Kirche und in unserem Leben so gehen. Er kennt uns und gibt uns Leben ohne Ende. Das verschafft uns Luft, die selbstgebaute Käfige aus Befürchtungen, bürokratischen Abläufen, eingespielten Feindbildern und Klischees und allem Immer-So zu verlassen, die Perspektive zu wechseln und die Tore weit auf zu halten in unserer Kirche.

Für alle. Bunt und vielfältig.

Ohne Punkt, aber mit viel Komma.

